

**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur  
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte  
**Band:** 2 (1922-1923)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Potsdam  
**Autor:** Zopfi, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-154715>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Potsdam.

Von

Hans Zoppi.

Als Worte Friedrich des Großen aus seinen letzten Tagen berichtet der bekannte Aargauer Arzt-Philosoph Zimmermann, der am Hofe des alten Frik eine bedeutende Rolle spielte:

„Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen. Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich; nur die Schweiz wird sich noch lange erhalten. Ich liebe die Schweizer und zumal die Regierung in Bern; es ist Würde in allem, was die Regierung in Bern tut, ich liebe die Berner.“

Tief hingen die Novemberwolken des Jahres 1921 über der von vielen Kanälen durchzogenen Stadt und nahmen ihr das spärlich vorhandene an Lieblichkeit und leichter Fröhlichkeit, das vielleicht im Sommer von den Gärten und Parks von Sanssouci ausgeht. Ueber Stadt und Landschaft lag tiefer Schnee, als wir die lange Treppe zum Lustschlosse Friedrich des Großen hinaufgingen. Was für Gedanken müssen jeden bewegen, der heute diese Stätte betritt! Wenn er vom hohen Fenster des kleinen Bibliothekszimmers hinausblickt auf die Stadt, so muß er inne werden, daß er heute auf der Stelle steht, von der die Größe des preußischen Staates ausging, der nach einem kurzen, von Rückschlägen nicht verschonten Aufstiege in Nacht und Grauen unterging. Sanssouci ist die Geburtsstätte dieses Preußentums, dem eine ganze Welt den Krieg angesagt hatte, weil es, in sittlicher Reinheit aufgefaßt, unüberwindlich war und erst gefällt werden konnte, nachdem das deutsche Volk von ihm nichts mehr wissen wollte. Potsdam hat mit dem wilhelminischen Kaisertum und mit der ganzen hohlen Theatralik und Romantik, mit der sich dieses umgab, nichts zu tun, so wenig es etwas zu tun hat mit dem jetzigen Neudeutschland und mit neudeutschem Wesen. Potsdam ist Preußen, und seine Schlösser, seine gleichförmigen Wohnhäuser, seine Exerzierhäuser und seine Exerzierplätze, seine Kasernen dienen der Idee des Staates an sich, wie er in Preußen gedacht wurde. Preußen setzt wohl ein Potsdam voraus, damit es entstehen konnte, der Gedanke des deutschen Kaisertums stammt indessen nicht aus dieser Stadt. Der Geist, der von Potsdam ausgeht, ist dem neudeutschen Industrieimperialismus ebenso feindlich wie der neudeutschen sog. Demokratie; denn beide sind Geschöpfe des Eudämonismus. Es handelte sich für die großen Männer, die aus Potsdam hervorgingen, wenn man so sagen darf, um etwas Sachliches, um die Kraft und Macht des preußischen Staates und seiner obersten Diener und um die Verfolgung der Idee des Staates an sich, des Staates, dem eigentlich unter allen Himmelsstrichen zu irgendeiner Zeit etwas Preußisches anhaften muß. Der Geist von Potsdam ist ein Geist der wortfargen Sachlichkeit und der straffen Disziplin, der unbedingten Pflichterfüllung und des unbedingten Gehorsams, der Geist der absoluten Hingabe an das Staatsinteresse, der Geist der persönlichen Anspruchslosigkeit, der Sparsamkeit und der Tapferkeit, und der Geist der unbedingten Beschränkung der Interessen des Einzelnen, der im

Staate dient, auf das politische und militärische. Dieser preußische Staat konnte wohl Philosophen hervorbringen, wie Kant, konnte wohl Hegel und Schelling aus Süddeutschland nach dem Norden ziehen, dieser preußische Staat konnte Soldaten und Staatsmänner gebrauchen, aber keine Cäsaren, keine Volksführer und keine Demagogen. Dienen heißt die Parole, die von den Exerzierplätzen, Kasernen und Kirchen dieses Preußens ausging, und wenn heute noch von der Potsdamer Stadtkirche das Glockenspiel einen alten kindlichfrommen Psalm über die Kanäle hinausfliegen läßt, so gehört auch diese kindliche Frömmigkeit zu Preußen. Nur einer konnte über sie unsterbliche Wize machen, einer der größer war denn alle Preußen der Vergangenheit und der Gegenwart, einer der wenigen Menschen, die in jenen eisigen Höhen zu Hause sind, wo das eherne Pflichtgebot das ganze Leben des Intellekts und des Gefühls beherrscht.

Heute ist es still in Potsdam, denn vor mehr als fünf Jahren wurde sein Wesen in Deutschland und in der Welt überwunden. Wie ein Symbol der Wandlung von 1918 berührt es den Wanderer, wenn er die spärlichen Ueberreste der Potsdamer Garnison erblickt: Soldaten und Offiziere in einfacher, feldgrauer Uniform, zum Teil mit zivilistisch anmutender Hornbrille auf der Nase, die Offiziere fast stets mit der ominösen gelben oder schwarzen Aktenmappe unter dem Arm, ohne die in Deutschland kein Staatsbürger sich mehr blicken läßt, der etwas auf sich hält. Das ist ja gerade der Geist, der im November 1918 Potsdam überwunden hat und heute noch im Regimente sitzt: der Geist der nur kritischen und kritisierenden Intellektuellen, der Geist der Vielschreiber, der Geist der Parlamentarier, der Geist der Aktenmappenträger. Das neue Deutschland hat ja wohl das Instrument des großen Frik zerschlagen, mit Behagen aber die Erbschaft des kaiserlichen Deutschlands übernommen, so weit es in Aktenbergen und Bureaukraten bestand.

Der große Herr von Sanssouci hat Zeit seines Lebens die Menschen als Masse verachtet, vielleicht gehaßt, für das Volk nicht viel empfunden; einsam lebte er und starb er. Aber er tat seine Pflicht mit Leidenschaft und dachte daher groß von der Idee des Staates, der gegenüber für ihn und sein Volk allein die Parole „dienen“ galt. Er war deshalb der erste Soldat des Staates, der seine Pflicht tut, nicht im Hinblick auf Menschen, sondern im Hinblick auf die Sache. Aber eine Welt menschlicher Gefühle war auch beim ihm vorhanden, und die Liebe, die er den Menschen nicht entgegenbringen konnte, schenkte er seinen Gunden, denen er Grabmäler erbaute, weil er sie als treu erfand. Uebrigens waren er und alle übrigen Hohenzollern, die ihm ähnlich waren in der Auffassung ihres Amtes, beständige Freunde der wenigen selbstlosen und treuen Diener des Staates. Sie verlangten Treue für die Dynastie von ihren ersten Ratgebern, vergalt aber Treue mit Treue.

Der letzte Hohenzollern indessen, Wilhelm II., der das neue Palais in Potsdam bewohnte (denn für ihn war dieses Prunkschloß des Friedrichs des Großen als Wohnhaus gerade gut genug, während sein Großvater es vorgezogen hatte, in einfacheren Häusern zu wohnen), hatte nicht mehr viel Preußisches an sich, und gerade seine Wankelmütigkeit im Verkehr

mit seinen Ratgebern, sein Sinn für Romantik und Theatralik sind wohl neudeutsch, wilhelminisch, aber nicht preußisch. Das alles war und ist wohl Geist von Berlin, aber nicht von Potsdam. Viel Gepräge und viel Glanz, viel Pracht hat dieser letzte Hohenzollern in die alten Schlösser verpflanzt, zum Teil stilwidrig, manchmal stilllos, immer aber geschmacklos.

Man darf nicht so viel von Wilhelm II. reden, wenn man an Potsdam denkt. Dieses kleine Reich im Norden verlangt nach einem Friedrich dem Großen, wenn es wieder auferstehen soll, sonst bleibt Potsdam ein Denkmal der Vergangenheit.

Wenn im November 1918 nur der neudeutsche Geist der Anmaßung und der verlogenen Romantik zusammengebrochen wäre, wenn der preußische Dynast den richtigen Moment ergriffen hätte, ein König der Bettler zu werden, so wäre vieles für Deutschland gerettet worden. Denn nicht von Berlin und von Weimar aus allein kann im wesentlichen die Wiederaufrichtung des preußischen und des deutschen Staates kommen. Das deutsche Volk muß Potsdam wieder zu Ehren ziehen in einer strengen ernstesten, pflichtgemäßen und hohen Auffassung der Dinge des Staates. Gewiß ist Potsdam ein Symbol des Soldatentums, aber Soldatentum ist nicht Militarismus. Soldatisch sein heißt Diener des Staates sein, selbstlos, straff und unbedingt. Arbeiten, die Arbeit über den Genuß setzen, ein karges, ärmliches, ehrenhaftes Leben einem Leben des bloßen Geldverdienens in Prunk und Freude vorziehen, wieder wehrhaft werden, den Staat aufbauen auf den Fundamenten, die ihm von Anfang an gegeben waren, und alles von außen bezogene politische Gut ablehnen, das ist und bleibt das einzige Mittel, inmitten Europas ein einiges und starkes Deutschland wieder aufzurichten, das Dank seiner Kraft und seiner Stärke eine Vorbedingung sein wird für einen dauerhaften europäischen Frieden. Für kleine Völker aber, denen es mit ihrer staatlichen Existenz überhaupt ernst ist, bleibt es immer noch wahr, daß Potsdam, Preußen also, sie etwas lehren kann: daß es für einen freien Mann nichts Würdigeres geben kann, denn der gehorsame Dienst am Staate . . .

Von Potsdam geht der Weg zurück nach Berlin, das ein so ganz anderes Leben erfüllt, als diese kleine märkische Provinzstadt, von der der Geist des Großen Friß ausging. In der deutschen Reichshauptstadt sind es nicht preußische Männer, die den Ton angeben: mitten in der märkischen Ebene leben  $3\frac{1}{2}$  Millionen Menschen eng zusammengedrückt, von allen Himmelsrichtungen zusammengewehrt, wie sie die Eier nach Geld und Genuß nur zusammenwehen konnte. Der klare, einfache preußische Geist ist dort verdrängt vom Berlinertum, das seine geistige Verbindung weit in den Osten hinaus ausstrahlt, und das zum großen Teil von Osten her stammt. Das war das Unglück des November 1918: Die Revolution hatte wohl den Geist von Potsdam überwunden, dafür aber nicht etwa einen neuen Geist in die Herrschaft eingesetzt, sondern Preußen-Deutschland als Staat entgeistigt. Weder München noch Weimar konnten bis heute für Potsdam Ersatz leisten. Denn es handelte sich und handelt sich heute noch nicht um die deutsche Kultur, sondern um den Staat. Und nicht weltbürgerliche Humanität und hoher Geistesflug, auch nicht der



engherzige Partikularismus des katholischen Südens können Rettung bringen. Auch die liberale und demokratische Weichherzigkeit schafft keinen Staat, sondern nur Stahl und Eisen, Zucht und Disziplin. Rettung kann allein bringen ein Potsdam, das auch im 20. Jahrhundert in zeitgemäßer Form und Neußerlichkeit wiedererstehen kann. Potsdam ist nicht liberal, auch nicht demokratisch im herkömmlichen Sinne, denn es ist vor allem der Todfeind des Krämergeistes aller Schattierungen, — Potsdam ist Preußen. Und die Freiheit des deutschen Nordens und Ostens, „Ostelbiens“, die Vorbedingung der deutschen und der europäischen Freiheit, verlangt ein Preußentum der besten und edelsten Art.

---

## Politische Rundschau

---

### Schweizerische Umschau.

Es wird an anderer Stelle dieser Nummer der Monatshefte näher auf die Abstimmung vom 18. Februar über das Zonenabkommen eingegangen. Hier soll nur einiges gesagt werden über die mutmaßliche politische Bedeutung dieser Abstimmung als einer Äußerung des souveränen Volkes. Das Schweizervolk hat mit 410,000 Nein gegen 92,000 Ja das Zonenabkommen, diesen französisch-schweizerischen Staatsvertrag, verworfen, den Bundesrat und Bundesversammlung zur Annahme empfohlen haben. Symptomatisch ist die Einmütigkeit der stimmberechtigten Bürgerschaft in den Kantonen Uri, Glarus, Appenzell, St. Gallen, Schwyz, Zug, Aargau, der meisten deutschschweizerischen Kantone, namentlich aber des Kantons Zürich. Der Vorort der Eidgenossenschaft hat mit 94,622 gegen 5707 Stimmen das Zonenabkommen verworfen. In diesem Kanton sind einflußreiche Parlamentarier für das Zonenabkommen eingetreten und die einflußreichste Zeitung der deutschen Schweiz, die „Neue Zürcher Zeitung“. Daß die offiziellen Faktoren trotzdem jeden Anhang verloren, bedeutet etwas wie ein Volksgericht. Das Volk des Kantons Zürich denkt in der äußeren Politik anders als die bedeutendste Zeitung der Metropole und als die regierenden Persönlichkeiten der bürgerlichen Parteien, das offenbarte sich übrigens schon am 16. Mai 1920, als das Zürcher Volk den Beitritt zum Völkerbund ablehnte. Zum Ergebnis in der deutschen Schweiz kann sich vor allem der „Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz“ gratulieren; er hat damit eine zweite Feuerprobe bestanden; die erste war, daß er überhaupt das Referendum zustande brachte.

In Genf wurde, wie jedem Leser bekannt sein wird, das Zonenabkommen ebenfalls verworfen, allerdings mit einer knappen Mehrheit; die Hälfte der genferischen Stimmberechtigten blieb zu Hause. Es kann hier nicht mit der notwendigen Sicherheit festgestellt werden, ob die Genfer, die sich nicht zur Urne bemühten, kein Interesse mehr an der Erhaltung der freien Zonen haben, ob sie Vorteile materieller Art sich versprochen bei einem Wegfall der Zonen, oder ob sie von der Angst vor dem mächtigen Nachbarn bereits so gepackt sind, daß sie nicht mehr wagen, Frankreich nein zu sagen. Es sind alle Deutungsmöglichkeiten gestattet, aber nur dann von Belang, wenn wir auf einem föderalistischen Standpunkt stünden, von dem aus diese Frage der Genferzonen lediglich als eine Angelegenheit des Kantons Genf oder der direkt interessierten Kantone Genf, Waadt und Wallis angesehen wird. Die Leser der Monatshefte wissen, daß an dieser Stelle diese föderalistische Auffassung stets mit aller Entschiedenheit abgelehnt worden ist. Die Frage der Genferzonen ist eine Frage, bei der schweizerische Rechte und schweizerische Interessen in Frage kommen; gegenüber dem Auslande gibt es in der